

«Ich hätte nie gewählt werden dürfen»

St. Moritz hat mit Christian Jott Jenny einen Opernsänger und Entertainer als Gemeindepräsidenten. Im Interview erzählt er, wie wichtig die Kultur für den Tourismus ist und was ihm als Neo-Politiker am meisten Mühe bereitet. *Von Rico Bandle*

Es war eine kleine Sensation, als im Oktober letzten Jahres bei den Wahlen in St. Moritz der Sieger ausgerufen wurde: Mit Christian Jott Jenny war im zweiten Wahlgang ein Parteiloser gewählt worden, der noch nie in der Politik tätig war, ein Unterländer und erst noch ein Unterhaltungskünstler. Der ausgebildete Opernsänger hatte in einem landesweit beachteten Wahlkampf dem mondänen Ort einen radikalen Neubeginn versprochen: Der alte Pioniergeist solle wiederbelebt werden, auch was das kulturelle Angebot betrifft.



Sie haben gezeigt: Mit dem Fokus auf Kunst und Kultur lässt sich ein Wahlkampf gewinnen. Wie haben Sie das geschafft?

Kultur und Kunst sind von immenser Bedeutung für den Tourismus. Bei uns im Engadin sind in den letzten Jahren über vierzig Kunstgalerien eröffnet worden. Der Skitourismus wird sich nicht mehr weiterentwickeln, bei der Kultur hingegen besteht noch enormes Potenzial. Wenn es gute Festivals gibt, gute Künstler, gute Galerien, so zieht das die Leute an. Natur und Kultur sind eine ideale Kombination. Was aber nicht funktioniert, ist, wenn Tourismusverantwortliche Festivals ins Leben rufen, um die Hotelbetten zu füllen. Es muss von Leuten ausgehen, die aus Leidenschaft etwas auf die Beine stellen wollen.

Da gibt es prominente Gegenbeispiele: Das heute weltberühmte Verbier Festival wurde vom Tourismusbüro initiiert, um der Region einen Impuls zu geben, ebenso das Montreux Jazz Festival.

Das stimmt, aber es braucht trotzdem eine charismatische und leidenschaftliche Figur, die das Festival führt. In Verbier ist das Martin T:son Engstroem, in Montreux war das über viele Jahre Claude Nobs – beides Ausnahmefiguren. Solche Leute kann ein Touristiker nicht einfach hervorzaubern.

Sie haben vor zwölf Jahren das Festival da Jazz in St. Moritz gegründet. Welche Faktoren braucht es, damit ein solches Festival reüssiert?

Am wichtigsten ist der Durchhaltewillen. Ich wollte x-mal den Bettel hinschmeissen. Man muss drei bis fünf Jahre durchhalten, erst dann sieht man, ob es funktionieren könnte. Kontinuität ist alles, gerade in unserer schnelllebigen Welt. Man muss es schaffen, für die Leute zur Gewohnheit zu wer-



«Natur und Kultur»: Gemeindepräsident Jenny.

den. Und vor allem: Man muss genug Geld haben. Ohne Geld geht nichts. Es braucht also Menschen und Unternehmungen, die an die Idee glauben.

Die Alpenregionen setzen vorwiegend auf klassische Musik. Liegt dies daran, dass in diesem Genre das meiste Geld steckt?

Ich denke schon. Die Überlegung ist einfach: Wer kann sich ein Ferienhaus oder ein schönes Hotel in einer Alpendestination wie Gstaad oder Verbier leisten? Leute mit einem gewissen Vermögen. Dann sind sie da und langweilen sich. Daran ist nichts Schlimmes, es ist aber eine Tatsache. Diese Leute wollen sich dann für ihre Zweith Heimat engagieren, spenden Geld für ein Festival oder helfen sogar als Freiwillige an den Konzerten mit. Das klassische Sponsoring, dass Firmen bezahlen, ist Vergangenheit. Zukunft ist, dass private Vermögende Geld einschiessen. Das amerikanische System also. Eine der Lehren, die ich aus den letzten fünfzehn Jahren mit dem Jazzfestival gezogen habe: Viele reiche Leute wollen der Gesellschaft etwas zurückgeben und warten nur darauf, dass man sie darauf anspricht.

St. Moritz wäre prädestiniert für ein grosses Klassikfestival, hat aber keines. Woran liegt das?

Weil St. Moritz in den letzten vierzig Jahren unfähig war, ein vernünftiges Konzerthaus zu bauen. Herbert von Karajan hat schon darüber diskutiert. Doch die Hotels waren immer dagegen, die wollen ihre eigenen Säle mit den dicken Teppichen auslasten. Das ist auch der Grund, weshalb das Jazzfestival Erfolg hat: Es

ist in einem coolen, authentischen Lokal untergebracht. Für die Klassik fehlt ein solcher Ort. Ich habe die Hoffnung aber noch nicht aufgegeben. Wir haben ja Leute bei uns wie Stararchitekt Norman Foster, die bereit wären, so etwas zu bauen.

Kleinere Klassikveranstaltungen gibt es durchaus, zum Beispiel das Engadin Festival.

Besonders ans Herz gewachsen ist mir die Camerata Pontresina, ein kleines Kurorchester, über hundert Jahre alt. Im Sommer geben die Musiker bei gutem Wetter jeden Tag um elf Uhr mitten in einer Waldlichtung ein Gratiskonzert. Das ist nicht Weltniveau, eher leichte Muse, aber grossartig – so etwas wie der Ursprung der Musik. Während des Zweiten Weltkriegs musste an der Gemeindeversammlung von Pontresina entschieden werden, ob der verarmte Ort das Kurorchester abschafft oder das Gemeindepräsidium. Die Leute haben den Gemeindepräsidenten abgeschafft! Gerade in schweren Zeiten sei das Orchester wichtig, fand man. Ist das nicht ein wunderbares Bekenntnis?

Sie sind nun über hundert Tage Gemeindepräsident. Wie viel haben Entertainment und Politik gemeinsam?

Sehr viel. Showbusiness ist die Leichtigkeit des Seins auf der Bühne, hinter den Kulissen aber zu 99 Prozent Knochenarbeit. Wenn ich die Totalrevision der Gemeindeverfassung locker der Bevölkerung präsentiere, so habe ich die trockene Materie vorher vollständig auswendig gelernt. Es gibt also viele Parallelen. Schade sind die vielen Sitzungen, die langen Entscheidungswege. Für mich als Schnelldenker ist diese Trägheit zermürbend. Ich bin eine ganz andere Effizienz gewohnt. Aber so ist nun mal das System.

Lässt das System überhaupt zu, dass jemand wie Sie etwas verändern kann?

Das weiss ich noch nicht. Aber ich hoffe es. In der Grundhaltung kann man bestimmt etwas ändern, das ist auch bereits passiert. In der Gemeindeverwaltung haben gewisse Leute das Lachen entdeckt und gemerkt, dass etwas zu gestalten, Lust und Freude bereiten kann. Mein Credo ist: Im Zweifelsfall ja sagen. Nicht als Bremser auftreten, sondern als Ermöglicher.

Sie wurden am Anfang ziemlich gepiesackt ...

... was heisst hier am Anfang, jeden Tag! Immer am Montagabend will ich demissionieren, dann geht es aufwärts. Die Arbeit mit den Leuten macht grosse Freude, aber all die politischen Ränkespiele sind mühsam. Anstatt für

die Sache interessieren sich gewisse Kollegen hauptsächlich für ihre Wiederwahl und ihre Partei. Ich muss nicht wiedergewählt werden. Das ist eine Freiheit, die die andern nicht haben.

Die Missgunst Ihnen gegenüber ist so gross, dass man Ihnen schon vor Ihrem Amtsantritt den Lohn gekürzt hat.

Dann sogar noch ein zweites Mal! Dass man andern mutwillig das Leben schwermacht, hätte ich nie erwartet. Manchmal kommt es mir vor wie zu meiner Zeit am Lehrerseminar: Da hatten wir eine kleingeistige Lehrerin, die jeweils hinter einer Ecke gewartet hat, um zu schauen, ob ich zu spät komme oder verbotenerweise den Lift benütze. Ich frage mich dann schon: Muss ich das mit vierzig nochmals erdulden? Aber es gibt auch viele schöne Aspekte. Ich setze mich gerne für St. Moritz ein.

Sie haben das Arbeitspensum auf 90 Prozent reduziert.

Das war mein Wunsch. Ich arbeite anders als mein Vorgänger: Das Tagesgeschäft gebe ich ab, der Gemeindeschreiber, ein hervorragender Mann, führt den Laden. Ich vertrete die Gemeinde nach aussen, bin für das grosse Ganze zuständig, nicht für das Mikromanagement.

Dass Künstler, Entertainer und Komiker in die Politik gehen, scheint gerade sehr verbreitet. Die bekanntesten Beispiele sind Beppe Grillo in Italien und Wolodymyr Selensky in der Ukraine. Was ist der Grund?

Interessant ist ja nicht nur die Frage, weshalb diese Leute gewählt werden, sondern auch, weshalb die sich überhaupt zur Wahl stellen. Ist es die Unzufriedenheit? Sind die Menschen doch offener, als man denkt? Es gibt ja noch zwei Opernsänger in Nordrhein-Westfalen, die Oberbürgermeister geworden sind. Ich würde ja gerne ein Treffen machen mit all den Politikern in Europa, die keine Politiker sind! Eigentlich hätte ich ja nie gewählt werden dürfen, in einer Berggemeinde, als Künstler aus dem Unterland.

Vielleicht haben die Leute genug von all den Negativmeldungen: Wenn die Welt schon untergeht, so soll man wenigstens lachen können dazu.

Absolut. Ich glaube, ich bin ein guter Eisbrecher. Ich kann Strukturen aufbrechen, Dynamik erzeugen und Leute ermuntern, Dinge zu tun, die sie sich sonst nicht getraut hätten.

Wenn Sie das geschafft haben, können Sie wieder aufhören?

Vor allem hoffe ich, dass es das Amt bald nicht mehr braucht. Die Gemeinden im Obereingang sollen fusionieren, dann braucht es einen Superprofi, einen CEO, der das ganze Ding im Griff hat. Dies noch hinzukriegen, ist mein Ziel.

Festival da Jazz: 4. Juli bis 4. August

Oper

Sommernachtszauber

Zum achten Mal wird auf Schloss Waldegg oberhalb von Solothurn eine Barockoper aufgeführt. Ein besonderes Erlebnis.

Von Reinmar Wagner



«Heutige Denkanstösse»: Schloss Waldegg.

Wenn man von Solothurn aus Richtung Nordosten in die Hügel vor dem Jurahauptkamm fährt, kann es sein, dass man unvermittelt ein hübsches Barockschloss im Blick hat: Waldegg. Die einflussreiche Solothurner Familie Besenval hat es zwischen 1682 und 1686 errichtet: elegant, symmetrisch, angenehm proportioniert, mit einem prächtigen Garten, wie es dem Geschmack der Barockzeit entsprach. Das Schloss ist unterdessen im Besitz des Kantons Solothurn, und der Ort mit Blick über das Mittelland in die Alpen hatte schon lange seinen Reiz für einen einheimischen Musiker: Andreas Reize.

Der Organist und Cembalist, Ensemble- und Chorleiter aus Solothurn spielte mit dem Gedanken, diesen schönen Garten für sommerliche Open-Air-Konzerte nutzbar zu machen. Zuerst aber musste ein geeignetes Orchester und ein Chor her. «Solothurn als schönste Barockstadt der Schweiz verlangt einfach nach einem Barockensemble», findet Andreas Reize. So gründete der Absolvent der Schola Cantorum Basiliensis 2001 sein Cantus Firmus Vokalensemble und Consort. Denn für ihn war klar, dass in einem so gut erhaltenen Barockgarten nicht nur barocke Opern erklingen sollten, sondern auch eine entsprechende Klangästhetik und Spielpraxis angezeigt wären.

Im Jahre 2006 startete er mit zwei witzigen, aber völlig unbekanntem Einaktern, deren einer aber einen grossen Namen als Autor trägt: Jean-Jacques Rousseau. Der französische Philosoph war auch Komponist, und seine satirische

Farce «Le devin du village» kombinierte Reize mit «Les troqueurs» von Antoine Dauvergne. Im Jahr darauf spielte man dann Bekanntes, «Orpheus und Eurydike» von Gluck, allerdings nicht in der meistens gewählten italienischen, sondern in der französischen Fassung, die Gluck selbst für Paris arrangiert und erweitert hatte.

Der Jahresrhythmus allerdings erwies sich als zu ambitioniert, und seither gibt es Oper auf Schloss Waldegg nur in den ungeraden Jahren: 2009 Händels fast nie gespielte dramatische Kantate «Apollo e Dafne», 2011 und 2013 jeweils eine Oper von André-Ernest-Modeste Grétry, «Zémire et Azor», eine Variante von «Die Schöne und das Biest», und «Le Huron», ein edler Wilder in Versailles. «Wir wollen nicht die 200. Zauberflöte spielen», sagt Andreas Reize, «sondern etwas, was zeitlich und thematisch passt. Es gibt in dieser Zeit in Paris sehr viele Stücke, die man wieder entdecken könnte.» Aber vorerst machte man 2015 einen Ausflug nach England und brachte mit Purcells «Fairy Queen» Sommernachtszauber in die Gärten von Waldegg. Und 2017 wagte man den Sprung zu den Anfängen der Oper, zu Monteverdis «Orfeo». Monteverdi nun steht auch diesen Sommer wieder auf dem Programm mit «Il ritorno d'Ulisse in patria».

Ebenfalls von Anfang an fester Bestandteil der Oper in Waldegg sind die Inszenierungen von Georg Rootering, dem renommierten Regisseur in Schauspiel und Oper sowie von 1997 bis 2006 Leiter des Liechtensteiner Theaters am Kirchplatz in Schaan. Er hat es oft mit wenigen Mitteln verstanden, die verschiedenen Ecken dieses Barockgartens für die jeweilige Oper nutzbar zu machen – für Grétrys «Huron» installierte er etwa eine Art Seilpark in den alten Parkbäumen –, und er hat dabei gezeigt, dass die Opern aus der Barockzeit gar nicht so weit entfernt sind von unserer heutigen Lebensrealität, sondern uns durchaus etwas zu sagen haben: «Man muss natürlich einen Schlüssel finden in der Form, im Umgang mit dem Spiel, damit etwas Heutiges daraus entstehen kann. Ich möchte nicht das Wort «modern» verwenden, aber wir haben immer mit heutigen Denkanstössen gearbeitet, sonst würde man sich mit diesen Geschichten nicht zurechtfinden.»

Claudio Monteverdi: Il ritorno d'Ulisse in patria. 8. bis 17. August. www.operwaldegg.ch